



■ STOLZ AUFS BURGENLAND

Online-Ausgabe

Die Früchte langer Arbeit



Ernst Steindorfer, Weinmacher, in Apetlon: „Die Unterschiede muss man schmecken können.“

VON THOMAS JORDA

Von einer eingesessenen burgenländischen Familie kann nur bedingt die Rede sein; die Mutter ist zwar eine g'standene Illmitzerin, der Vater aber, ein Gendarm aus Michelstetten in Niederösterreich, war als Postenkommandant nach Apetlon gekommen. Aber Ernst Steindorfer ist nichts davon anzumerken. Er nennt Apetlon, wie es sich für Einheimische gehört, „Obalañ“, und lässt auch so keinen Zweifel daran, wie fest verwurzelt er in der Weingartenerde zwischen Illmitz (angeblich der „Boden der Weltmeisterweine“) und Apetlon ist.

Bindeglied des Weinhandels

Die Mutter ist Weinsensalin gewesen, also Bindeglied zwischen Weinbauern, die Fasswein verkauft, und Großhändlern, die eben jene Fässer gekauft haben. „Ich wollte gleich Weinbauer werden und nach der Hauptschule auf die Klosterneuburger Weinbauschule gehen“, erinnert sich Ernst Steindorfer, „doch dann ist mein Vater gestorben, und ich musste eine Lehre antreten.“ Also wurde er mit achtzehn Elektrikergeselle, „aber ich hätte damals bis vierundzwanzig Jahre warten müssen, um Meister werden zu dürfen. Das ist mir einfach zu lang gewesen, denn ich hab' unbedingt selbstständig werden wollen.“



Ein Säbelschnäbler fürs Etikett

Er übernahm die Weingärten seiner Mutter und begann – als Autodidakt – mit dem Weinbau. Eine Zeit lang verkaufte er den Wein im Gebinde, dann schwang er sich zu Höherem auf, gleichsam der Beweis, dass er tatsächlich vom Unternehmergeist getrieben wurde. Er füllte seinen Wein in Flaschen und kaufte – für das Etikett – dem Grafiker den zweitgereihten Entwurf des Logos des Nationalparks Lange Lacke ab, einen stilisierten Säbelschnäbler, ein Vogel, wie er typisch ist für die Fauna des Gebietes. Und er machte eine Vinothek auf. „Erst hab' ich nur eigene Weine verkauft, dann hab' ich gesehen, dass es gut fürs Geschäft ist, auch andere im Sortiment zu haben.“

Die besten Weine renommierter Winzer finden sich in Steindorfers Vinothek, „und wer, wie zum Beispiel mein Freund Alois Kracher, keinen eigenen Ab-Hof-Verkauf betreibt, schickt uns seine Kunden.“ Die Bedenken, mit den eigenen Weinen gegenüber den Mitbewerbern abzufallen, zerstreuten sich bald. „Wir haben gesehen, dass wir den Vergleich nicht zu scheuen brauchen, das ist mehr ein Ansporn geworden.“



Der Rosé ist wieder im Kommen

Viel gelernt habe er durch die Vinothek, meint Ernst Steindorfer, vor allem in Bezug auf die Trends und das Kaufverhalten der Weinkunden. „Vor sieben oder acht Jahren haben alle Chardonnay trinken wollen, heute ist der Sauvignon blanc angesagt; und interessanterweise kommt der Rosé wieder.“ Immer wichtiger werde bei den Weinen das Preis-Leistungs-Verhältnis. „Selbst wer früher nach dem Etikett gekauft hat, achtet heute darauf.“ Auch er denkt inzwischen anders und will seine Vinothek künftig nur mit eigenen Weinen bestücken, mit Ausnahme der Produkte von Alois Kracher und Gernot Heinrich.

Dass er auf andere verzichten will, spricht für die eigene Stärke. „Wir sind zehn Jahre lang Tag und Nacht für unsere Kunden da gewesen und haben versucht, immer bessere Weine zu machen. Jetzt können wir die Früchte unserer Arbeit ernten – und doppelt so viel verkaufen wie wir haben.“

Spitzenresultate bei Rot & Weiß

Auch die offizielle Anerkennung in Form von Preisen und Ehrungen bleibt nicht aus; so holte sich Steindorfer beim „international austria wine challenge“ 2005 in Wien gleich acht von siebenundzwanzig Goldmedaillen und den Titel „winery of the year“. Wohl auch deswegen, weil Steindorfer im Gegensatz zu vielen Spezialisten in allen Weinkategorien Spitzenresultate liefert. Größer

werden will er nicht, er begnügt sich mit 50.000 bis 70.000 Flaschen Wein, dem Ertrag von zehn Hektar; sechzig Prozent sind Rot-, dreißig Weiß-, zehn Süßweine. „Wir wollen gar nicht mehr produzieren, sonst müssten wir die Betriebsstruktur ändern. Meine Geräte sind auf dem neuesten Stand, aber ich habe mir nur gekauft, was ich mir hab‘ leisten können. Ich bin schuldenfrei und könnte jederzeit aufhören.“

Ein schrecklicher Skiunfall vor einem Jahr bestätigte sein Sicherheitsdenken. Eben erst hat man ihm Schrauben aus den gebrochenen Wirbeln entfernt, er kann wieder gehen, hat den verlorenen Geschmackssinn zurück.

„Ich darf aber nicht mehr schwer heben. Meine Frau und der Sohn müssen jetzt noch mehr arbeiten. Und ich geh‘ ihnen auf die Nerven mit meinem Perfektionismus.“

Denn ans Aufhören – obwohl er doch könnte – denkt er sicher noch lange nicht.